

# KIRCHLICHE SAMMLUNG UM BIBEL UND BEKENNTNIS

IN DER EVANGELISCH-LUTHERISCHEN KIRCHE  
IN NORDDEUTSCHLAND

44. Jahrgang / Nr. 2/2023

Herbst 2023



# Jesu Christi

## Auferstehung und Himmelfahrt

Die kleine, aus Elfenbein geschnitzte Tafel faßt Jesu Auferstehung von den Toten und seine Himmelfahrt beeindruckend zusammen. Jesu Auferstehung feiern wir jeden Sonntag. Auferstehungsglaube prägt jede Woche, also jeden Tag unseres Lebens. Auferstehungsglaube bietet die Möglichkeit, 24 Stunden am Tag Gott ins Kalkül zu ziehen: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“. Je gewisser uns diese Überzeugung wird, je mehr wir zulassen, daß Gottes Geist sie uns implantiert, desto gelassener können wir in den Irrungen und Wirrungen unserer politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen und kulturellen Umwelt, aber auch angesichts der vielen beunruhigenden Stimmen in uns leben: Gott ist präsent. Er hat die Fäden in seiner Hand. Er will uns retten. Um es im Sinne Karl Barths zu sagen: Alles wird gut. Gott läßt sich seine Welt von Satan nicht stehen.

Das Kunstwerk auf dem Titelblatt, eine der schönsten christlichen Elfenbeinschnitzereien weltweit, entstand um 400 nach Chr. in Mailand oder Rom. Es bietet eine der ältesten Darstellungen der Aufer-

stehung Jesu.

Die drei Frauen rechts unten, nach Mk 1,1, Maria von Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus und Salome, tragen nach römischer Sitte die Palla, ein knöchellanges viereckiges Tuch. Die Palla wurde auf der Straße über den anderen Kleidern getragen. Daß die drei Frauen das Tuch über den Kopf gezogen haben, ist das traditionelle römische Keuschheitssymbol der Frau. Links im Bild sitzt der Engel, der die Frauen segnet und die Auferstehung kündigt. Der Engel sitzt vor einem römischen Mausoleum, dessen Tür verschlossen ist. Links und rechts lehnen daran zwei Wächter, der eine schläft, der andere trägt den Speer und wirkt überrascht.

Kunsthistoriker deuten das Bäumchen, das sich über dem Grab Christi erhebt, in Ausdeutung von Matth 13,31-32 als Hinweis auf die Kirche aus Juden und Heiden, in der Gottes Reich wächst. Die Kirche aus Juden und Heiden könnte durch die zwei Vögel symbolisiert werden. Über den Frauen sind zwei Männer gestaltet – beide erscheinen überwältigt durch das, was geschieht;

der eine kauert, die Hände vor dem Gesicht, und wagt nicht hinzusehen, als Jesus zum Himmel aufsteigt. Der zweite wendet sich in der Orantenhaltung des Anbetenden Jesus zu.

Jesus, durch den runden Nimbus als der Heilige identifiziert, steigt selbst kraftvoll einen Berg hinauf, und die Hand Gottes, seines Vaters, packt aus einer Wolke heraus seine Hand mit festem Griff und zieht ihn in den Himmel. In der Hand hält Jesus eine Schriftrolle, die das Wort Gottes als Fundament der entstehenden Kirche fixiert. Der Künstler hat die tragenden Fundamente des christlichen Glaubens kunstvoll ins Elfenbein geschnitten: Jesu Sieg über den Tod, seinen den Himmel öffnenden Aufstieg zu seinem und der Christen Vater, den Hinweis auf die Kirche als Raum des Heils und vor allem das gewinnende Wort Gottes.

Dieses Täfelchen wurde geschaffen für den Deckel eines Bibelkodex und sollte vermutlich dem Lesenden den Evangeliums-Weg in die nicht selten verwirrende Fülle der Bibel leiten.

### Dem Himmel gewogen

## Reflexionen im biographischen Endspiel

Lange Zeit war es der „historische Jesus“, dem ich Glauben prägende Kraft abgewinnen wollte. Meine Ausbildung vollzog sich nach 1957 in der Hoch-Zeit der Bultmann-Schüler. Ich suchte den wirklich Historischen in der verwirrenden Vielfalt der Jesusbilder. War es nicht der Bergprediger, der „Gott“ in seiner bis zum Tod am Kreuz gelebten Radikalität und zugleich seiner die Spielregeln der vom Kampf ums Dasein geprägten Welt umstürzenden Solidarität mit Armen und Schwachen, den Ernied-

rigten und Beleidigten, einzigartig repräsentierte? War Er es nicht, der in seiner Bergpredigt die Regeln bot, die damals nach dem Grauen der beiden Weltkriege im „Kalten Krieg“ dem Gottesfrieden den Weg hätten bahnen können? Gaben diese Regeln nicht der Liebe Gestalt, ohne die der Gott des Evangeliums sich nicht denken läßt? Christlich leben schien zu fordern, dem Bergprediger mit Leib, Geist und Seele nachzufolgen; Pastor sein schien vor allem darin zu bestehen, Menschen für die Nachfolge des Bergpredigers

zu begeistern.

Allerdings währte die Begeisterung für diesen Lebensentwurf nicht lange, denn aus der schlichten Alltagserfahrung stellte sich die nüchterne Frage: Woher die Kraft nehmen, Bergpredigt zu leben? Ich konnte ja nicht einmal meine Frau so lieben, daß es ihr gut ging.

Die Bergpredigt ist nach meiner damals gewonnenen Überzeugung in ihrer schlichten Präzision und erschreckenden Klarheit die großartigste Ethik, die je in menschliche Sprache gebracht wurde. Aber sie

formuliert den Lebensstil des Himmels, nicht den der Erde. Sie konnte in einem „Paradies“ gelebt werden, bevor die Sünde einbrach und den Menschen von Gott, dem Herrn, seinem paradiesischen „Freund“ und „guten Nachbarn“ trennte. Und sie wird vollkommen im Himmel gelebt. Diese Feststellung ist eine grundlegende Erkenntnis auf der Suche nach Christi Himmel. Die Erde ist ohne den Himmel nur ein wunderschönes sinnloses Nichts. Ja, die Bergpredigt buchstabiert Gottes Liebe Sinn stiftend in die Beziehungsnetze hier, aber Gott vollendet den Lebensstil der Liebe dort. Wer wissen will, wie im Himmel gelebt wird, kommt nicht umhin, die Bergpredigt zu meditieren. Dort vollendet sich die Vision, die Jesus aus dem Himmel auf die Erde brachte.

Auf Erden, wo der evolutionäre „Kampf ums Dasein“ mehr oder weniger selbst das „zivilisierte Leben“ des Menschen bestimmt, bleibt sie sozialetisch die anspornende Vision einer besseren Gesellschaft, der das drohende Chaos nicht auszutreiben ist. Kein Mensch vermag die Bergpredigt wirklich ohne die beherrschend erneuernde Macht des Gottesgeistes zu leben. Ohne den mehr oder weniger dynamische Liebe freisetzenden Anschluß an Gottes Liebe bleibt dieser Versuch nichts als schöne Utopie. Aber wie findet man die Steckdose zur Liebe Gottes? Diese Frage hat mich als Glaubenden seit meinem ersten gründlichen Scheitern als Christ nicht mehr verlassen.

Erst als der „Heilige Geist“ sich barmherzig bei mir meldete, weil Gott meine Not sah, und er mich auf Seminare über die christliche Geist-Erfahrung aufmerksam machte, erschlossen sich mir die realen Dimensionen des christlichen Glaubens, der Gott weniger ethisch-moralisch als Gesetz wahrnimmt, sondern Gott mehr im Evangelium der Liebe findet, und die behält das letzte Wort und strömt unaufhaltsam

aus der Schönheit und Herrlichkeit des Himmels. Sie ist es, die mehr oder weniger machtvoll verändernd unser Leben dem Himmel nähert.

Der „historische Jesus“ gewann für mich im „biblischen Christus“ himmlische Tiefe und Weite. Mir erschloß sich, neu in durchdachter Naivität, daß Ursprung und Ziel des historischen Jesus im Himmel des Dreieinen Gottes beheimatet sind. Der historische Jesus ist wahrer Mensch und wirklich wahrer Gott. Luthers Dialektik von Gesetz und Evangelium wurde unter diesem Aspekt lebendige orientierende Erfahrung. Der Mehrwert des Evangeliums überbietet eindeutig das Gesetz. Gottes Liebe ist mächtiger als seine Forderung. Sie bleibt. Ich versuchte wieder christozentrisch zu denken und zu leben: Christus trat mir wieder als Person der Heiligen Dreieinigkeit entgegen. Noch allerdings blieb mir der „Himmel“ – selbst evangelisch geprägt – allzu vage.

Inzwischen ist mir der Tod statistisch und durch die zunehmende Erfahrung von Alters-Schwäche sehr nahe gekommen, und die Suche nach dem Himmel wird schon durch die Situation des biographischen Endspiels dringend. Wie darf ich mir „Himmel“, geleitet von biblischen Aussagen und 2000jährigem, christlichem Erfahren und theologischem Nachdenken, vorstellen?

Den bewegenden Anstoß gab ausgerechnet ein Journalist, nämlich Markus Spieker, der mich vor wenigen Jahren in einem Büchlein mit dem Untertitel „Ein Journalist sucht den Himmel“ auf die erstaunliche Tatsache aufmerksam machte, daß nicht einmal „Kirchenleute“ hierzulande über den Himmel reden. Ich natürlich auch nicht. „Über hundert von ihnen“ – fand Spieker – „schreiben in einem kürzlich erschienenen Sammelband (,Mein Glaube in Bewegung‘) darüber, was ihnen der Glaube bedeutet. Ich habe“, schreibt er, „das Buch ein paar Mal nach dem ‚H‘-Wort abgescannt. Ich habe es

nicht gefunden.“ Dieses gewaltige Loch im Glauben von Christen wird noch erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß der „Himmel“ das klar in der Bibel verheißene Ziel jedes Christen ist, der stirbt.

Spieker hat mir ins Bewußtsein gehoben, daß auch ich in mehr als 30 Jahren regelmäßigen Predigens, abgesehen von Andeutungen, den Himmel nie wirklich zum Thema gemacht, geschweige denn für ihn in seiner Weite und Tiefe geworben habe. Liegt es daran, daß für evangelische Christen, die ihren Glauben ernsthaft leben, die Verehrung Jesu Christi den Himmel auf Jesus Christus zusammen schrumpfen läßt, zumal das evangelische, biblisch durchaus begründete, „Christus allein“ als Warntafel im Raum steht? Oder ist es die verweltlichende Erdung des gegenwärtigen Denkens, die dem Himmel seine Macht auf den Glauben nimmt? „Den Himmel überlassen wir den Spatzen und den Pfaffen“, formulierte der Spott. Die Frage nach dem „Himmel“ in christlicher Tradition – und mit dieser Frage leben am Ende, ohne sie wirklich ausrotten zu können, selbst Atheisten – stellt sich existentiell bewußt oder unbewußt, wenn der Tod sich meldet. Und das geschieht früher oder später unausweichlich. Und was dann?

Genau diese Frage drängt sich mir, jetzt 88 Jahre alt, längst sehr persönlich auf. Es ehrt den Journalisten Spieker, daß er sich in seinem Büchlein bereits 41 Jahre alt auf die Suche nach dem Himmel gemacht zu haben scheint. Spieker nennt als Gründe für seine Suche:

*Ich will Leben ohne Verfallsdatum...*

*Ich will das wahre Glück.*

*Ich will Liebe auf Dauer.*

*Ich will in den Himmel.*

Ich finde: Ein respektables Leben-Such-Programm, knapp formuliert; es setzt allerdings zweifellos Gott voraus. Leben ohne Verfallsdatum, wahres Glück, Liebe auf Dauer sind ohne personale,

also individuelle Ewigkeit nicht denkbar, und die findet auf Erden unter dem Gesetz von Werden und Vergehen keine Heimat. Ewigkeit hat Gott sich offenbar im „Himmel“ vorbehalten. Nur wo finde ich den Himmel, und wie ist er beschaffen? Fantasiévollés Träumen kann die Antwort nicht sein.

Eine Grenze gegen Fantasien und Träume zieht schon die mittelalterliche Anekdote von zwei Mönchen, die sich im kargen Kloster an der fantasierten Schönheit des Himmels erfreuten. Sie versprachen sich wechselseitig, der erste, der sterben sollte, werde im Traum dem noch Lebenden erscheinen und Aufklärung geben. Zwei knappe lateinische Worte sollten genügen: „taliter“, so, wie wir es uns ausgemalt haben, oder „aliter“, nein, anders. Der Tod holte

den Ersten, und der offenbarte seine Himmelerfahrung nicht wie verabredet in einem einzigen Wort; er benötigte zwei: „totaliter aliter“, völlig anders. Muß also offen bleiben, was den Christen im Himmel neben Gott, dem Unergründlichen, erwartet? Für Gott gilt gewiß das totaliter-aliter. Gott ist unaussprechlich viel mehr als er jemals offenbart hat.

Aber für Christen ist gewiß, daß Christus den Himmel prägt. Der Himmel ist seine Heimat. Vom Himmel aus wirkt er in der Kraft seines Geistes in die Welt hinein, und das inzwischen 2000 Jahre lang im Geist seiner Auferstehung von den Toten. Da hat sich längst eine Fülle von mehr oder weniger detaillierten Hinweisen angesammelt, in denen allerdings Wahrheit und frommer Wunsch zu unterscheiden sind. Un-

terscheidungshilfe bietet der folgende Beitrag von Joseph Ratzinger. Ich hoffe, in nächster Zeit ein Buch über den Himmel vollenden zu können.

Dieser Himmel ist Geschenk der Gnade. Gnade ist radikal. Sie ist nicht zu verstehen unter dem Aspekt der Quantität. Gnade ist einzigartige Qualität, und der Christ empfängt sie nicht als abrundend quantifizierbare Zugabe zu einer Lebensleistung. Gottes Gnade ist die radikal andere Qualität wie Totenerweckung. Auf beides zielt das Leben des nicht vollendeten Menschen. Beide sind in der beeindruckenden Macht des Menschen nicht enthalten. Der Mensch kommt am Ende nicht an Gott vorbei.

Dieter Müller

## Der Himmel

*Joseph Ratzinger (Benedikt XVI) hat eine theologisch sorgfältig durchdachte Meditation ans Ende seines Buches „Eschatologie. Tod und ewiges Leben“ (1. Aufl. 1977, 6. Aufl. 2007, S. 185-188) gestellt, die Pfade in das den Himmel verbergende Dickicht schlägt. Diese Meditation vermißt knapp, aber überaus erhellend, in welche Richtung Himmels-Sucher denken sollten, um geistlichen Gewinn zu machen und sich nicht zu verlaufen.*

„Mit dem Bild Wort Himmel, das an die natürliche Symbolkraft des ‚Oben‘, der Höhe anknüpft, benennt die christliche Überlieferung die endgültige Erfüllung der menschlichen Existenz durch die erfüllte Liebe, auf die der Glaube zugeht. Solche Erfüllung ist für den Christen nicht bloße, Zukunftsmusik, sondern die reine Darstellung dessen, was in der Begegnung mit Christus geschieht und in ihr grundlegend, seinen Wesenskomponenten nach, schon gegenwärtig ist. Nach dem ‚Himmel‘ fragen, heißt daher

nicht, in schwärmerische Phantasie abgleiten, sondern jene verborgene Gegenwart tiefer erkennen, die uns wahrhaft leben lässt und die wir uns doch immer wieder durch das Vordergründige verdecken und entziehen lassen.

Himmel ist folglich zunächst christologisch, bestimmt. Er ist nicht ein geschichtsloser Ort, ‚in den‘ man kommt; daß es ‚Himmel‘ gibt, beruht darauf, daß Jesus Christus als Gott Mensch ist, dem menschlichen Sein einen Ort im Sein Gottes selbst gegeben hat.... Der Mensch ist im Himmel dann und in dem Maß, in dem er bei Christus ist, womit er den Ort seines Seins als Mensch im Sein Gottes findet. So ist Himmel, primär eine personale Wirklichkeit, die auf immer von ihrem geschichtlichen Ursprung im österlichen Geheimnis von Tod und Auferstehung geprägt bleibt. Aus dieser christologischen Mitte lassen sich alle weiteren, von der Überlieferung benannten Komponenten des ‚Himmels‘ ableiten. Zunächst folgt aus der christologischen eine theologische Aussage.

Der verklärte Christus steht in der immerwährenden, Selbstübergabe an den Vater – er ist diese Selbstübergabe; das österliche Opfer ist in ihm bleibende Gegenwart. Himmel als Einswerden mit Christus hat somit den Charakter der Anbetung; in ihm ist der vordeutende Sinn jedes Kultes erfüllt: Christus, ist der endzeitliche Tempel (Joh 2, 19), der Himmel das neue Jerusalem, die Kultstätte Gottes. Der Bewegung der mit Christus vereinten Menschheit auf den Vater hin antwortet die Gegenbewegung der Liebe Gottes, die sich dem Menschen schenkt. So schließt der Kult in seiner himmlischen Vollendungsform die trennungslose Unmittelbarkeit von Gott und Mensch ein, die von der theologischen Überlieferung als Anschauung Gottes bezeichnet wird. Die zwischen Thomisten und Scotisten umstrittene Frage, ob dieser Grundakt besser als Anschauung Gottes oder als Liebe zu bezeichnen ist, hängt vom anthropologischen Ansatz ab; im letzten geht es immer um das eine – die reine Durchdringung des ganzen Menschen von der



Fülle Gottes und seine reine Offenheit, die Gott ‚alles in allem‘ und so ihn selbst grenzenlos erfüllt sein lässt.

Die christologische Aussage schließt aber auch ein ekklesiologisches Moment ein. Wenn Himmel auf dem Insein in Christus gründet, dann schließt er das Mitsein all derer ein, die zusammen den einen Leib Christi bilden. Der Himmel kennt keine Isolierung; er ist die offene Gemeinschaft der Heiligen und so auch die Erfüllung, alles menschlichen Miteinander, die nicht Konkurrenz zu, sondern Konsequenz aus dem reinen Geöffnetsein für Gottes Angesicht ist. Auf solchem Wissen beruht die christliche Heiligenverehrung, die nicht eine mythische Allwissenheit der Heiligen unterstellt, sondern einfach die trennungslose Offenheit des ganzen Leibes Christi aufeinander hin und die durch nichts begrenzte Nähe der Liebe, voraussetzt, die im anderen Gott und in Gott den anderen zu erreichen, sicher ist. So ergibt sich auch eine anthropologische Komponente: die Einschmelzung des Ich in den Leib Christi, seine Brauchbarmachung für den Herrn und für einander ist nicht eine Auflösung des Ich, sondern seine Reinigung, die zugleich seine höchsten Möglichkeiten erfüllt. Deshalb ist der Himmel nun doch auch wieder für jeden individuell – jeder sieht Gott auf seine Weise, jeder empfängt die Liebe des Ganzen in seiner unvertauschbaren Einzigkeit: ‚Dem Sieger werde ich von dem verborgenen Manna geben und ich werde ihm einen weißen Stein geben, und auf dem Stein ist ein neuer Name geschrieben, den nur der kennt, der ihn empfängt‘ (Offb 2,17b). Von da aus ist zu verstehen, daß der Himmel im Neuen Testa-



ment (wie in der ganzen Überlieferung) einerseits ‚Lohn‘ heißt – das will sagen Antwort auf diesen Weg und auf dieses Leben, auf diesen Menschen mit seinem Tun und seinen Erleidnissen, daß er aber zugleich doch ganz Gnade geschenkter Liebe ist. Die Scholastik hat diese Einsichten weiter systematisiert; sie spricht (in Aufnahme zum Teil sehr alter Überlieferungen) von einer besonderen ‚Krone‘ für Märtyrer, Jungfrauen und Lehrer. Mit solchen Aussagen sind wir heute vorsichtiger geworden; es genügt, zu wissen, daß Gott jeden auf seine Weise und jeden

ganz erfüllt. Was aus solchen Überlegungen folgen mag kann also nicht die Privilegierung dieses oder jenes Weges sein, sondern der Auftrag, das Gefäß des eigenen Lebens zu weiten und dies wieder nicht, um sozusagen für sich selbst einen möglichst großen Vorrat an jenseitigem Reichtum sicherzustellen, sondern um mehr austeilend zu können, denn in der Communion des Leibes Christi kann Besitz nur im Geben, Reichtum der Erfüllung nur im Weiter-schenken sein.

...Die ‚Erhöhung Christi‘, d.h. das Hineintreten seines Menschseins in den trinitarischen Gott durch die Auferstehung, bedeutet ja nicht sein Weggehen aus der Welt, sondern eine neue Weise der Anwesenheit in ihr: Die Existenzweise des Aufgestandenen ist in der Bildsprache der alten Symbole das ‚Sitzen zur Rechten des Vaters‘, d.h. die Teilhabe an der königlichen Macht Gottes über die Geschichte, die auch in der Verborgenheit wirklich ist. So ist der erhöhte Christus nicht ‚entweltlicht‘, Licht, sondern weltüberlegen und darin auf die Welt bezogen. ‚Himmel‘ bedeutet Teilhabe an dieser Existenzform Christi und so wiederum Vollendung dessen, was mit der Taufe beginnt. Der Himmel kann deshalb nicht räumlich bestimmt werden, weder außerhalb noch innerhalb unseres Raumgefüges, aber er kann auch nicht einfach als ‚Zustand‘ vom Zusammenhang des Kosmos abgelöst werden. Vielmehr bedeutet er jene Weltmächtigkeit, die dem neuen ‚Raum‘ des Leibes Christi – der Communion der Heiligen – zukommt. So ist der Himmel nicht räumlich, sondern essentiell ‚oben‘. Von da aus ist Recht und Grenze der überlieferten Bildwörter

zu bestimmen: Sie bleiben wahr, wenn sie die Überlegenheit, die Freiheit von den Zwängen der Welt und die weltbezogene Macht der Liebe darstellen. Sie werden falsch, wenn sie den ‚Himmel‘ gänzlich aus der Welt ausgrenzen oder ihn auf irgendeine Art als oberstes Stockwerk etwa, in sie eingrenzen. Die Schrift hat demgemäß nie eine Alleinherrschaft eines einzigen Bildes geduldet, sondern in einer Vielfalt von Bildern die Perspektive aufs Unsagbare hin offen gehalten und vor allem durch die Ankündigung eines neuen Himmels und einer neuen Erde deutlich gemacht, daß die gesamte Schöpfung dazu bestimmt ist, Gefäß göttlicher Herrlichkeit zu werden. Die ganze geschaffene Wirklichkeit wird in die Seligkeit einbezogen; Gottes Geschöpf Welt ist – wie die Scholastiker sagen – ein

akzidentelles Stück der endgültigen Freude der Gerechten.

Himmel ist als solcher ‚eschatologische‘ Wirklichkeit, das Aufgehen des Endgültigen und Ganz – anderen. Von der Endgültigkeit der unwiderruflichen und unteilbaren Liebe Gottes rührt seine eigene Endgültigkeit her; aus der Offenheit dersichnocherfüllenden Geschichte des Leibes Christi wie der ganzen Schöpfung kommt seine Offenheit auf das volle Eschaton hin. Der Himmel wird erst dann ganz erfüllt sein, wenn alle Glieder des Herrenleibes versammelt sind. Dieses Vollsein des Christusleibes schließt, wie wir hörten, die ‚Auferstehung des Fleisches‘ mit ein; es heißt ‚Parusie‘, sofern damit die bislang bloß begonnene Anwesenheit Christi vollendet ist, alle zu Rettenden und mit ihnen das All umfasst. So

kennt der Himmel zwei geschichtliche Stadien: Die Erhöhung des Herrn gründet das neue Einssein von Gott und Mensch und damit den ‚Himmel‘; die Vollendung des Herrenleibes zum ‚Pleroma‘ des ‚ganzen Christus‘ vollendet ihn zu seiner realen kosmischen Ganzheit. Das Heil des einzelnen, sagen wir es zum Abschluß noch einmal, ist erst ganz und voll, wenn das Heil des Alls und aller Erwählten vollzogen ist, die ja nicht einfach nebeneinander im Himmel, sondern mit einander als der eine Christus der Himmel sind. Dann wird die ganze Schöpfung ‚Gesang‘ sein, selbstvergessene Gebärde der Entschränkung des Seins ins Ganze hinein und zugleich Eintreten des Ganzen ins Eigene, Freude, in der alles Fragen aufgelöst und erfüllt ist.“

## DIE LITURGISCHE SCHÖNHEIT VON GOTTESDIENSTEN

Der Gottesdienst ist der Mittelpunkt im Leben der Gemeinde. Die Lebendigkeit einer Gemeinde ermisst sich vor allem an der Zahl der Gottesdienstbesucher. 3,4% der evangelischen Christen in Deutschland gehen sonntags in die Kirche. Das sagt etwas aus über die Krise des Gottesdienstes und die Krise des Glaubens in unserer Zeit.

Zum Gottesdienst gehört die Liturgie, die Gottesdienstordnung. Diese ist aber in der evangelischen Kirche oft von Gemeinde zu Gemeinde verschieden. Jeder Kirchengemeinderat kann über die Liturgie in der Gemeinde frei entscheiden. Daher gibt es, im Gegensatz zur katholischen Kirche, einen Flickenteppich unterschiedlicher Gottesdienstordnungen. Momentan erleben wir eine Liturgiekrise. **Die herkömmliche Lutherische Liturgie verliert an Bedeutung.** Sie geht zurück auf die „Deutsche Messe“ Luthers, der die alte katholische Messordnung mit dem

Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus übernahm, sie ins Deutsche übersetzte und theologisch Fragwürdiges strich. Neu war die aktive Mitwirkung der Gemeinde, z. B. bei den Chorälen. Diese alte Liturgie, deren Geschichte bis ins zweite Jahrhundert reicht, prägte mit ihrem theologischen Gehalt die Gottesdienste in unseren lutherischen Gemeinden. Inzwischen fremdeln einzelne Gemeinden mit dieser Liturgie.

Das heilige Abendmahl wird allenfalls einmal im Monat gefeiert. Feste Bestandteile werden mit dem Hinweis auf die Moderne fallengelassen. So ist die jeweilige Liturgie bisweilen geprägt von Beliebigkeiten. Das heutige Lebensgefühl und Spaß sollen sich in der Liturgie widerspiegeln können. Aber dieser Modernismus (teils auch Infantilismus) und Postmodernismus überfordert und unterfordert die Gemeinde gleichermaßen.

Die Kriterien sind nicht mehr

gottesdienstlich klar. Was ist eigentlich der Gottesdienst? Steht die Begegnung mit Gott, mit Christus, steht die kontemplative Wirklichkeit der Anbetung, steht die handelnde Realpräsenz Gottes im Mittelpunkt? Schließlich kennzeichnen sie die liturgische Schönheit von Gottesdiensten. Oder geht es mehr um spirituell kommunikative Events? **Unsere Gottesdienstkrise ist auch eine Liturgiekrise.**

Ein Blick in die frühe Kirchengeschichte kann uns helfen, zu verstehen, was der Gottesdienst im Sinne Gottes ist. Das gottesdienstliche Leben in der Anfangszeit der Kirche war mit dem gottesdienstlichen Leben des Judentums verbunden. Die Christen nahmen noch regelmäßig am Gebet im Tempel teil. Später gibt es eine Entwicklung zum eigengeprägten christlichen Gottesdienst. Modell wurde nicht der synagogale Wortgottesdienst, sondern die durch Jesus begründete Mahlgemeinschaft. Es kam zu

Mahlfeiern reihum in den Häusern von ansässigen Gemeindegliedern in Jerusalem. (Apg 2,46) **Es wird bezeugt, dass man das heilige Abendmahl mit Jubel feierte, weil man den Auferstandenen gegenwärtig glaubte.** Diese Mahlversammlung wird auch als „Brotbrechen“ bzw. „Herrenmahl“ beschrieben.

Am Anfang des 2. Jahrhunderts setzt sich die Bezeichnung „Eucharistie“ durch. Später kommen Schriftlesungen aus dem Alten Testament, aus den Evangelien und aus den Briefen des Apostels Paulus hinzu. Fest steht, dass es einen christlichen Wortgottesdienst als Ersatz für den Sabbatgottesdienst nicht gegeben hat. **Die Normalgestalt der wöchentlich versammelten Gemeinde war die Herrenmahlfeier, also die Eucharistie, das heilige Abendmahl.** Und das hatte inhaltliche Gründe.

Mit den Worten „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ beginnt jeder Gottesdienst. Der Gottesdienst ist Gottes Sache, Gott dient uns in Wort und Sakrament. Wir bekennen unsere Schuld und bitten um Gottes Erbarmen. Mit dem Psalm beten wir aus dem Gebetsbuch Israels. Mit dem dreifachen „Kyrie eleison“ ehren wir den Dreieinigen Gott als König und Herrn mit der Bitte um Vergebung. Bei dem „Ehre sei Gott in der Höhe“ (Gloria) singen wir anbetend in Gemeinschaft mit den Engeln.

Es folgt ein Wortteil mit Schriftlesungen und Predigt. In seinem Wort ist Christus, ist Gott gegenwärtig. Mit dem Glaubensbekenntnis loben wir den Dreieinigen Gott, in den Gebeten der Fürbitte bringt die

Gemeinde die Anliegen der Kirche und Welt vor Gott. Das „Heilig“ (Sanctus) singen wir anbetend dem Dreieinigen Gott in Gemeinschaft mit den Engeln und loben den im Altarsakrament kommenden Auferstandenen. Im „Christe, du Lamm Gottes“ (Agnus Dei) rufen wir den in Brot und Wein gegenwärtigen Christus als „Lamm Gottes“ an, das die Sünde der Welt trägt, und bitten um sein Erbarmen. Im Mahl, in der Eucharistie, begegnen wir Christus ganz real und empfangen in der Gemeinschaft mit ihm (Kommunion) „Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit“. Und das geschieht persönlich leibhaftig: Christi Leib für dich gegeben. Christi Blut für dich vergossen.

**Wir haben mit unserer „alten“ Liturgie einen nicht zu unterschätzenden Glaubensschatz.** Leider ist er vielen Amtsträgern und Gemeindegliedern nicht bewusst. Es lohnt sich, die Bedeutung der einzelnen liturgischen Stücke zu erklären, sich mit ihnen vertraut und lieb zu machen. Mit dem Schriftsteller Martin Mosebach können wir sagen: **„Die alte Liturgie ist eine Schule der Ehrfurcht.“** Welche Rolle spielt die Ehrfurcht in unseren Gottesdiensten? Verraten die verkürzten modernen Gottesdienstformen nicht das Mysterium der Gegenwart Gottes? Die neuen Liturgien sind nicht in der Lage, das Geheimnis Gottes erlebbar zu machen. Vieles Heilige wird profanisiert, ins gewöhnlich Alltägliche dekliniert.

Dabei ist die Schönheit des Gottesdienstes und die Schönheit der heiligen Liturgie der glorreiche Christus, der sein Leben hingab für unser persönliches Heil. Sie verge-

genwärtigt das Ostergeheimnis. **Die wahre liturgische Schönheit des Gottesdienstes ist die Liebe Gottes. Diese Liebe offenbart sich uns im Geheimnis des Abendmahls. Wir erleben ein Herunterbeugen des Himmels auf die Erde und damit die Herrlichkeit Gottes, der sich zu uns herunterbeugt.**

Zur Schönheit des Gottesdienstes gehört die Gegenwart Gottes im recht verkündeten Wort Gottes. (Predigt). Gott schweigt nicht. Durch die Verkündigung will er unseren Glauben wecken und stärken. Daraus ergibt sich der Auftrag der Mission, Christus in die Welt zu bringen.

Benedikt von Nursia, dessen von Gottes Geist inspiriertes Werk der benediktinischen Klöster Europa in den Wirren der Völkerwanderungszeit wachsende Stabilität gab und eine das europäische Modell begründende Bildungsinitiative auslöste, sagte: „Dem Gottesdienst ist nichts vorzuziehen.“ Wie recht er doch hat!

Heute leben wir in Zeiten des Relativismus, der Gleichmacherei und großer Konfusion. Der Himmel ist uns abhandengekommen. Durch die Teilhabe an der Feier der Liturgie in ihrer Schönheit in, mit und unter Christus werden wir im Glauben gestärkt und von Gott berührt. Der „schöne“ Gottesdienst ist für uns die Begegnung mit dem gegenwärtigen Gott, dem „schönsten Herrn Jesus“.

Es gilt, die liturgische Schönheit von Gottesdiensten neu zu entdecken und zu beleben zur Ehre Gottes und zur vertieften Gemeinschaft mit ihm.

*Ulrich Rüß*

## Jedem seinen Jesus?

VON SEBASTIAN MOLL

„Ich bin, der ich bin“, lautet die Selbstoffenbarung Gottes an Moses im brennenden Dornbusch. Auch Jesus offenbart sein Wesen in Form

zahlreicher Ich-bin-Worte: „Ich bin das Brot des Lebens, das Licht der Welt, der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Doch viele Christen

scheinen dem Selbstzeugnis unseres Herrn nicht so recht über den Weg zu trauen. Anstatt sich also auf das biblische Zeugnis zu verlassen, er-



sinnen sie lieber eigene Jesusbilder, die sich – freilich rein zufällig – in exakter Übereinstimmung mit der je eigenen Ideologie befinden. In unserem Kulturkreis tritt Jesus daher immer häufiger als Queer-Beauftragter der Diözesen auf, sofern er nicht gar selbst als „queer“ geoutet wird. Die zahlreichen und recht eindeutigen Stellen der Heiligen Schrift, die dieser Ideologie diametral entgegenstehen, werden hingegen getilgt, umgeschrieben oder zu Hassverbrechen erklärt.

Aber auch auf der anderen Seite des ideologischen Spektrums gibt es entsprechende Tendenzen, so zum Beispiel in den USA. Dort stören sich evangelikale Grup-

pen, die doch eigentlich für ihre strengwörtliche Auslegung der Heiligen Schrift bekannt sind, an biblischen Weisungen, die Jesus als „linksliberalen Schwächling“ erscheinen lassen. Hierzu gehört unter anderem der berühmte Satz aus der Bergpredigt: „Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin“, für dessen Verwendung ein Prediger jüngst angefeindet wurde. Eine solche Einstellung sei unzeitgemäß und vor allem unamerikanisch, denkt man sich in einem Land, in dem das Recht auf Waffenbesitz für viele das eigentliche Evangelium darstellt. Der amerikanische Jesus hält eben nicht die andere Wange hin, sondern

zieht seine vollautomatische Glock 18 aus dem Holster.

Die Aussage: „Ich bin der, den ihr gerne hättet“, findet sich unter den überlieferten Worten Jesu nicht.

Stattdessen haben wir die weisen Worte des Heiligen Augustinus: „Wenn du im Evangelium nur das glaubst, was dir gefällt, und alles ablehnst, was dir nicht gefällt, dann glaubst du nicht an das Evangelium, sondern an dich selbst.“

*Zuerst erschienen in:  
Die Tagespost. Katholische  
Wochezeitung für Politik,  
Gesellschaft und Kultur. Jg. 76,  
Nr. 33, vom 17. August 2023, S. 1*

## INTERVIEW

# Prof. Suzuki: Bachs Musik ist ein Gottesgeschenk

Im Juni 2023 fand in Leipzig wie jedes Jahr das Bachfest statt. Das Fest ist der Musik des christlichen Komponisten Johann Sebastian Bach (1685–1750) gewidmet, die in vielen Konzerten aufgeführt wird.

Dieses Jahr kamen über 60.000 Teilnehmer aus fast 60 Ländern. Was häufig nicht gelingt, fand hier statt: Eine eindrucksvoll gelungene Symbiose von Evangelium und Kultur, von Kirche und klassischer Musik, und all dies auf höchstem Niveau. Eine weitere Besonderheit: Jeder Tag begann um 9.30 Uhr mit einem erstaunlich gut besuchten Morgen-Gottesdienst (Mette genannt), in dem von professionellen Chören eine Bach-Kantate und andere kirchenmusikalische Hymnen präsentiert wurden. Die zehn Tage des Festes waren vor allem erfüllt von Bachs Musik, dargeboten von berühmten Interpreten nationalen oder internationalen Rangs. Das Fest enthielt immer wieder manche geradezu ergreifende Momente – z. B. wenn sich in diesem Jahr welt-

berühmte Bachinterpreten öffentlich geradezu zeugnishaft mit bestimmten christlichen Kantaten als ihren persönlichen Lieblingskantaten identifizierten oder wenn das Eröffnungskonzert auf dem Leipziger Marktplatz mit Bachs bekanntem Choral „Jesus bleibet meine Freude“ (BWV 147) abgeschlossen wurde.



Zu den Besonderheiten gehörte in diesem Jahr, dass das Abschlusskonzert (wie immer Bachs h-Moll-Messe) in der Thomaskirche zum ersten Mal von dem namhaften

japanischen Bach-Interpreten Masaaki Suzuki (69) aufgeführt wurde. Diese tief bewegende und zugleich begeisternde Darbietung war meines Erachtens der Höhepunkt des Bachfestes. Sie war zugleich das persönliche Bekenntnis und die Botschaft eines Mannes, der als Mitglied einer bewusst christlichen Familie schon als Jugendlicher in der japanischen Großstadt Kobe evangelische Gottesdienste mit dem Harmonium begleitete. In den vergangenen

Jahrzehnten gelang es ihm, alle geistlichen Werke Bachs mit einem japanischen Orchester und Chor mit historischen Instrumenten einzuspielen, was bisher nur wenigen Europäern gelungen ist. Der fließend deutsch sprechende Organist und Cembalist versteht sich als evangelischer Christ und hat in Asien, Europa und Amerika durch seine hochkarätigen Aufführungen viele Menschen trotz ihres buddhistischen, schintoistischen oder säkularen Hintergrunds zu einer



Begegnung mit dem Evangelium geführt, über die man nur staunen und sich freuen kann.

*Dr. Werner Neuer*

*Das Leipziger Bachfest gilt als größtes musikalisches Festival Deutschlands. Pfarrer Werner Neuer (Schallbach bei Lörrach) war für die Evangelische Nachrichtenagentur IDEA dabei und hat dort ein Gespräch mit dem japanischen Dirigenten und evangelischen Christen Prof. Masaaki Suzuki (Bach Collegium Japan) geführt.*

**IDEA:** Herr Suzuki, am Abend des 18. Juni haben Sie zum ersten Mal in der Leipziger Thomaskirche mit Ihrem Bach Collegium Japan Bachs h-Moll-Messe aufgeführt, sein vielleicht gewaltigstes Werk. Die Zuhörer waren spürbar bewegt, die christliche Botschaft und diesen Höhepunkt europäischer Musik ausgerechnet von Künstlern aus dem fernen Japan zu hören, denn kaum ein Japaner ist Christ. Wie haben Sie das Konzert persönlich erlebt?

**Suzuki:** Es war wirklich eine wunderbare Erfahrung. Das gilt natürlich hauptsächlich für die Musiker aus Japan. Aber wir alle sind der Bachschen Musik inzwischen so nahe, obwohl die meisten von uns keine Christen sind. Aber wir können alle das Gefühl für die Bachsche Musik leicht miteinander teilen. In Japan sind natürlich nur etwa ein Prozent der Bevölkerung Christen. Aber die christliche Kultur ist breit akzeptiert. Zum Beispiel feiert jeder Japaner das Weihnachtsfest. Obwohl in Japan buddhistische und schintoistische Einflüsse dominieren und keine christliche Kultur herrscht, wird die christliche Musik oft aufgeführt und von vielen Menschen akzeptiert und genossen. Deswegen habe ich inzwischen in meinem Leben aufgehört zu fragen, ob der Hörer überhaupt ein Christ ist oder nicht. Denn die Musik selber wirkt immer! Und man kann nie wirklich wissen, wie. Deswegen haben wir keine Verant-

wortlichkeit dafür. Wir müssen uns ganz auf die Musik konzentrieren und diese Musik so perfekt wie möglich darbieten. Das ist unsere Aufgabe. Denn eigentlich kann niemand wirklich einschätzen, wie sich die christliche Kultur in Japan auswirkt. Zum Beispiel haben wir in jedem Jahr in der Karwoche die Aufführung der Matthäus-Passion. Und immer sind etwa 2.000 Leute anwesend. Die christliche Kultur beeinflusst viel mehr Menschen als nur die Christen.

**IDEA:** Als Jugendlicher, der den Gottesdienst einer kleinen christlichen Gemeinde in Kobe mit dem Harmonium begleitete, kamen Sie mit Bachs h-Moll-Messe erstmals durch eine Schallplatte in Berührung – eingespielt von dem legendären Münchener Bach-Interpreten Karl Richter. Diese Schallplatte haben Sie nach eigenen Aussagen etwa 1.000mal gehört. Was hat Sie von Jugend an gerade an diesem Werk Bachs so beeindruckt, dass es bis heute eine ungebrochene Faszination auf Sie ausübt: Wie erklären Sie dies?

**Suzuki:** Das ist sehr schwierig zu erklären. Mein ältester Eindruck von der h-Moll-Messe war: Es ist ein so gigantisches Werk, dass es im Grunde nicht zu verstehen ist. Die Klänge sind so wunderbar und zugleich so kompliziert, dass ich hier eigentlich von dem Inhalt der Musik nichts direkt verstehen konnte. Aber damals habe ich Trompete gespielt in einer Brass-Band [Bläser-Band]. Und die Trompeten in der h-Moll-Messe sind immer so faszinierend. Deswegen habe ich mich eigentlich erst mal in dieses Werk verliebt.

**IDEA:** Der Trompeter auf der damaligen Schallplatte war der berühmte Adolf Scherbaum.

**Suzuki:** Genau. Ich muss Ihnen dazu eine ganz schöne Geschichte erzählen. Wir haben in Ansbach [wo regelmäßig eine Bachwoche stattfindet, d. Red.] die h-Moll-Messe aufgeführt und ich habe ein Zeitungsinterview gegeben. Nach dem

Konzert kam eine Frau und sagte: „Ich bin die Frau von Adolf Scherbaum.“ Das ist wirklich erstaunlich und bewegend. Ich habe kurz mit seiner Frau gesprochen und das war eine große Freude. Die h-Moll-Messe konnte ich anfangs nicht wirklich verstehen, aber danach kam allmählich das Verständnis für ihre sehr schönen musikalischen Linien, ihre Polyphonie (Vielstimmigkeit) und ihre so gute Harmoniestruktur und Phrasierung. Das ist sehr faszinierend.

**IDEA:** Man braucht ein Leben, um die h-Moll-Messe zu studieren.

**Suzuki:** Sicher. Und die h-Moll-Messe ist immer mein Lieblingsstück neben der Matthäuspassion gewesen.

**IDEA:** Allgemeiner gefragt: Wie kommt es dazu, dass Sie nun schon seit über 50 Jahren Ihr Können als Musiker dem Werk des Thomaskantors Bach widmen und in Ihrem nichtchristlichen Heimatland, aber auch in vielen anderen Ländern eine geradezu überwältigende Resonanz Ihrer Konzerte erfahren?

**Suzuki:** Ich denke, ich habe nie Bach als meinen Lieblingskomponisten ausgewählt, sondern ich war „ausgewählt“ – oder „bestimmt“ –, um Bachs Musik zu machen. Und wenn man einmal sich mit der Bachschen Musik beschäftigt, kann man leichter Mozart oder Beethoven oder andere spätere Komponisten verstehen. Und es gibt keine Komponisten danach, auf die Bach keinen Einfluss ausgeübt hat. Deswegen, als dann Bach im Zentrum meines Lebens wirksam war, wurde es wunderbar. Und deswegen: Was ich mache, ist eigentlich nur, dass ich die Bachsche Musik selber zur Wirkung bringe. Sie wirkt auch an anderen – ob in Japan oder in anderen Ländern. Es geht also darum, die Musik wirksam und wertvoll für alle Menschen zu machen. Es gibt in jedem Land immer irgendjemanden oder ein Publikum, das wirklich begeistert ist von dieser Musik. Das ist meine Überzeugung.

**IDEA:** Und das haben Sie ja auch international in vielen Jahren erfahren.

**Suzuki:** Genau. Deswegen versuchen wir ja heutzutage, mehr asiatische Länder wie Singapur, Taiwan oder China zu erreichen. Und ich habe noch keine Ahnung, wie viele Leute wirklich so von der Bachschen Musik begeistert sein werden. Aber ich denke, dass dies wie überall auch in Asien der Fall sein wird. Obwohl es sich natürlich um deutsche Musik und deutsche Kantatentexte handelt, die nicht so leicht zu verstehen sind, gibt diese Musik Bachs aufgrund ihrer harmonischen und sinfonischen Struktur Verständnis auch für die Texte. Dass wir Verständnis für die Texte gewinnen, ist sehr wichtig. Deswegen studieren wir in Japan zum Beispiel die Texte ziemlich oft. Weil die Texte nicht auf Japanisch sind, muss man sich als Japaner immer bemühen, um sie zu verstehen. Das ist so wie in der Bibel: Niemand liest die Bibel in den Originalsprachen. Alle lesen sie in einer Übersetzung. Deswegen ist die Übersetzung ein sehr wichtiger Teil der musikalischen Interpretation. Daher glaube ich, dass weltweit die gleichen Dinge passieren wie in Japan.

**IDEA:** Sie haben vor Jahren in einem Interview bestätigt, dass Sie zunächst Bachs Instrumentalmusik (für Klavier, Orgel und Orchester) kennenlernten, bevor sie seine geistliche Musik (Kantaten, Motetten und Passionen) entdeckten und intensiv studierten. Es gibt Musikliebhaber, die sagen: „Ich liebe Bachs Musik, aber ich habe große Schwierigkeiten mit der christlichen Botschaft und dem alten Deutsch Luthers, die Bach in seiner geistlichen Musik erklingen lässt.“ Was raten Sie solchen Menschen?

**Suzuki:** Das ist natürlich sehr



schwierig. Die Instrumentalmusik ist leichter zu verstehen. Deswegen begann man in der japanischen Geschichte, wo man in der Vergangenheit die europäische Musik, Bachs Musik akzeptierte, erst einmal mit Cembalo-Konzerten oder Klavierstücken usw. Und erst viel später kam die Matthäuspassion und vokale Musik.

Und in meiner persönlichen Geschichte passierte das auf diese Weise: Ich habe damals zunächst Trompete gespielt und dann ziemlich viele Kantaten-Schallplatten mit Trompete von Helmut Rilling und anderen ausgesucht. Aber erst viel später habe ich verstanden, dass die Trompete nicht nur ein Brass-Band-Instrument ist: Sie hat in Bachs Kantaten eine symbolische Bedeutung! Danach hatte ich mehr Interesse, die Texte zu verstehen. Auf diese Weise leitet uns die Bachsche Musik selber immer mehr zum Verständnis der Texte. Als ich noch Student war in Tokio, da hatten einige Studenten die verrückte Idee, nur Bachsche

Kantaten anzuhören. Wir kamen jeden Freitag zusammen und dann hatten wir so viele Eindrücke über die Kantaten ausgetauscht, aber

ohne irgendwas über den Inhalt der Kantatentexte zu wissen. Aber trotzdem sind die Bachschen Kantaten aufgrund ihrer reinen Musik so faszinierend. Und erst danach kamen wir eigentlich zum genaueren Verständnis der Texte. So ist der Inhalt also von der Musik her zu verstehen. Wenn man dann einmal in diese Welt der Kantaten hineinkommt, kann man ihr nicht mehr entkommen: Orgelmusik z.B. wirkt schon sehr kräftig, um uns in die richtige Richtung zu leiten. Sie ist von der Struktur und ihrem Klang her ähnlich wie Bachs vokale Werke.

**IDEA:** Sie würden also Menschen ermutigen, sich um das Verständnis der biblischen und kirchlichen Texte in Bachs Werk zu bemühen, auch wenn es schwerfällt?

**Suzuki:** Bachsche Musik ist eigentlich nicht nur zum Verständnis da, sondern man kann ihre schönen Melodien auf vielerlei Weise benutzen, um in die Bachsche Welt hineinzukommen.

**IDEA:** Die Musik soll nach der Auffassung von Bach nicht nur lehren (lat. *docere*), sondern auch Gefühle bewegen (lat. *movere*) und erfreuen (lat. *delectare*).

**Suzuki:** Deswegen ist niemand gezwungen, die Texte zu verstehen. Wenn einmal das Interesse für die Bachsche Musik geweckt ist, dann kommen die Inhalte der Texte und das Motiv, sie zu studieren, auf ganz natürliche Weise. Man braucht sich also nicht unbedingt zu bemühen, um die Texte zu verstehen.

**IDEA:** Man muss im Grunde nur begegnungsoffen sein. Was haben Sie in Japan bei den vielen nicht-christlichen Hörern für Erfahrungen mit den biblischen Texten gemacht? Anscheinend reagiert das Publikum eher mit Staunen und Respekt als mit Ablehnung. Können Sie dies

bestätigen?

**Suzuki:** Ja. Soweit wir in unseren Aufführungen – im Konzertsaal oder in der Kirche – sehen, gibt es so viele Leute, die mit großem Respekt und Interesse zuhören. Das ist wirklich wunderbar. Und eigentlich kann ich nicht wirklich erklären, warum die Leute die Vokalmusik akzeptieren. Auch wenn sie keine Christen sind, sind sie nicht ablehnend. Ich meine: Sie haben eine ziemliche Sympathie für die Bibel, obwohl sie noch keine Christen sind.

**IDEA:** Sie sind reformierter Christ. Bachs h-Moll-Messe zeigt meiner Meinung nach, dass der Thomaskantor nicht eine konfessionelle Überzeugung weiterverbreiten wollte – zumal sein Landesherr August der Starke „katholisch“ war –, sondern die alle Konfessionen übergreifende biblisch-altkirchliche Sicht. Der verstorbene Papst Benedikt XVI. sah in Bach, wie er zum Leipziger Bachfest 2021 schrieb, vor allem einen Verkündiger Christi, dessen „Wohlgeruch“ (2. Korinther 2,14f.) durch die „Schönheit“ der Musik für „Christen wie Nichtchristen“ erklinge und weltweit eine erfreuliche Wirkung hervorrufe.

Ist dieses weitherzige Verständnis von Bachs geistlicher Musik Ihrer Ansicht nach angemessen

oder geht es zu weit?

**Suzuki:** Das ist wahr, dass ich zur reformierten Kirche in Japan gehöre. Und ich bin sehr glücklich, ein reformierter Christ zu sein. Die reformierte Lehre, dass Gott durch die „allgemeine Gnade“ an allen Menschen wirksam ist, ist eine Ermunterung, Bachs geistliche Musik überall aufzuführen und erklingen zu lassen – nicht nur in Kirchen, sondern auch in weltlichen Konzertsälen. Bachs Kantaten erinnern den Hörer jedenfalls an biblische Wahrheiten, weil ihre Musik die Beziehung von Bibeltexten und Musik erkennbar macht. Diese Beziehung ist in der Lage, in jede Situation eines Hörers hineinzuwirken unabhängig von seiner religiösen Überzeugung.

**IDEA:** Kann man also Papst Benedikt XVI. zustimmen, wenn er die über die christlichen Konfessionen hinausgehende universale Wirkung der Bachschen Musik betont?

**Suzuki:** Ja, das ist wunderbar.

**IDEA:** Als Theologe muss man meines Erachtens unterscheiden zwischen dem universalen

kirchlichen Begriff „katholisch“ (allgemein) und dem konfessionell eingeschränkten Begriff „römisch-katholisch“. In diesem universalen, überkonfessionellen Sinn ist die h-Moll-Messe auf jeden Fall „katholisch“.

**Suzuki:** Das stimmt.

**IDEA:** Was bedeutet die Musik Johann Sebastian Bachs für Sie ganz persönlich?

**Suzuki:** Die Musik Bachs ist von Jugend an immer bei mir geblieben und ich habe nie selbst Bach ausgewählt. Ich lebe einfach mit dieser Musik und dies ist ein Gottesgeschenk. Bachs Musik ist für mich persönlich die wichtigste Musik. Obwohl ich nicht nur Bach, sondern auch andere Komponisten aufführe (Mozart, Beethoven etc.), komme ich jedes Mal nach der Aufführung anderer Komponisten zu Bach zurück und fühle mich zu Hause. Das ist ein wunderbares Gefühl. Ich bin ganz einfach glücklich mit Bach. Und ich erlebe dieses Gefühl als großes Gottesgeschenk.

**IDEA:** Vielen Dank für das Gespräch!

*IDEA 02.08.2023*

## „Besessene Eliten“ in den Gesellschaften des „demokratischen“ Westens

### Wir müssen aufrüsten

Oder: Warum es Ideenschmieden wie das „Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie (IDAF) e.V.“ braucht.

*Von Stefan Rehder*

Deutschland muss aufrüsten. Nicht bloß militärisch. Zugegeben, das auch, sondern vor allem ethisch. Wie die Wellen eines Tsunamis bauen sich die ungelösten Probleme auf und drohen alles und jeden unter sich zu begraben, wenn sie nicht rechtzeitig gebrochen werden. Pflegenotstand, ein auf Kante genähtes Gesundheitssystem, zusammenbrechende Lieferketten und eine Negativrekord brechende Inflation treffen alle und machen vor nie-

mandem Halt. Gewalt, Geiz, Gier; Krieg, Kriminalität, Korruption; Promiskuität, Pornografie, Prostitution prägen längst unseren Alltag und den unserer Kinder. Wenn nicht real, so doch virtuell. Je loser die familiären Bindungen, je geringer der Bildungsgrad, desto mehr.

Dabei sind es nicht einmal die Probleme selbst, obwohl gewaltig dem Ausmaß und der Zahl nach, die uns schrecken müssten. Es sind die Strategien, die uns, so überhaupt vor-

handen, heute zu ihrer Bewältigung angereicht werden. Schnell, mit heißer Nadel gestrickt, auf Wirkung in den Medien schielend, den (a) sozialen zumal, statt klug überlegt, sorgfältig gewogen, wissenschaftlich ge-prüft und auf Nachhaltigkeit bedacht. Anstatt Phänomene und Sachverhalte so vorurteilsfrei wie möglich und so präzise wie nötig zu untersuchen, halten wir Ausschau nach zündenden „Narrativen“. Wir schämen uns „alternativer Fakten“

nicht und „framen“ Bedeutungszusammenhänge absichtsvoll und wissentlich, was das Zeug hält. Wir sind zu Sophisten geworden, die einander Sand in die Augen streuen.

Statt um „Wahrheit“, geht es uns um den „Sieg“. Wir wollen weder „recht tun“ noch „richtig“ liegen. Wir wollen triumphieren. Wir sind überheblich und rücksichtslos geworden. Dass wir per Mausclick oder Wischen ganze virtuelle Welten dirigieren und beherrschen, qualifiziere uns, so meinen wir, schon zu Vor- und Chefkern der realen Welt. Zwischen Feierabend und Zu-Bett-Gehen sind wir die besseren Bundeskanzler, Außen-, Innen-, Wirtschafts-, Finanz-, Bildungs- und Familienminister, nicht selten sogar in Personalunion. Wir leisten uns zu beinahe allem und jedem eine Meinung und haben dabei doch selten von mehr als einer Sache wirklich Ahnung.

Wir sind ständig gereizt und übel gelaunt. Wir „haten“ und „canceln“ einander hemmungslos. Wir räumen einander nicht ein, auch einmal etwas übersehen, falsch gewichtet zu haben oder gar einem Irrtum aufgesessen zu sein. Wir unterstellen einander sogleich, Entscheidendes bewusst „ausgeblendet“ oder gar „verschwiegen“ zu haben. Wir geben uns nicht damit zufrieden, andere, von unserer eigenen Meinung abweichende nach sorgfältiger Prüfung abzulehnen, wir müssen sie auch gleich samt ihren Urhebern „verdammten“. Aus dem Bruder, der Schwester, dem Mitmenschen – dem Glauben oder sogar der Menschennatur nach – sind Konkurrenten geworden. Mit ihnen kämpfen wir um Aufmerksamkeit und Beachtung. Wir „batteln“ um „Follower“ und „Likes“. Das Wohlergehen unserer Konkurrenten, erst recht ihr Seelenheil, lässt uns kalt. Wir befinden uns in einem „bellum omnium contra omnes“, einem Krieg aller gegen alle.

Deswegen: Wir müssen ethisch aufrüsten. Und zwar dringend.

Nicht, um den Krieg zu gewinnen, sondern um ihn gar nicht erst führen zu müssen. Dafür brauchen wir „Pathfinder“, Pfadfinder, die uns den Ausgang vom Schlachtfeld bahnen. Wir müssen aufhören, nur unseren eigenen Vorteil zu suchen. Statt bloß um das Eigenwohl, muss es uns wieder mehr um das Gemeinwohl gehen. Wir müssen wieder anfangen, einander fair zu behandeln, anstatt uns über den Tisch zu ziehen oder einander ins Minus bringen zu wollen. Statt bloß um Vertrauen zu werben, müssen wir anfangen, es uns wieder zu verdienen. Wir müssen bereit sein, den Tatsachen ins Auge zu sehen und den Dingen auf den Grund zu gehen. Wir müssen Probleme sachgerecht lösen wollen, statt uns damit zu begnügen, bei dem Versuch halbwegs gut auszusehen. Statt um „bella figura“ muss es uns um echte „Nachhaltigkeit“ gehen.

Wer Vollzeit arbeitet, muss davon auch leben können. Wohnraum muss wieder bezahlbar werden. Überall – nicht nur auf dem Land. Eltern müssen hinreichend Zeit für die Erziehung ihrer Kinder haben, statt sie fremd betreuen zu lassen, um unterdessen Miete und Lebensunterhalt zu verdienen. Wir müssen Menschen wieder als Personen achten, anstatt sie lediglich als „Funktionen“ zu betrachten, die sie in bestimmten Kontexten durchaus besitzen. Arbeitgeber sind keine „Kühe“, die Arbeitnehmer „melken“, Arbeitnehmer kein „Humankapital“, das Arbeitgeber „ausbeuten“ dürfen. Wir brauchen einen echten Perspektivwechsel. Einen, bei dem der Mensch nicht von der zu verrichtenden Arbeit hergedacht wird, sondern die Arbeit von dem sie verrichtenden Menschen.

Wir müssen neu verstehen lernen, was Papst Johannes Paul II. einst so formulierte: „Zweck der Arbeit, jeder vom Menschen verrichteten Arbeit gelte sie auch in der allgemeinen Wertschätzung als die niedrigste Dienstleistung, als völlig monotone, ja als geächtete Arbeit,

bleibt letztlich immer der Mensch selbst.“ Der arbeitende Mensch dürfe daher, „nicht wie ein Instrument behandelt“ und „dem Gesamt der materiellen Produktionsmittel gleichgeschaltet“ werden. Vielmehr sei der Mensch als „Subjekt und Urheber“ der Arbeit das „wahre Ziel des ganzen Produktionsprozesses“.

Wir müssen einsehen, dass die Erde unser „gemeinsames Haus“ (Papst Franziskus) ist, und die Sorge um sie kein Luxus ist, auf den wir auch verzichten könnten, sondern eine existenzielle Menschheitsaufgabe. Wir müssen anerkennen, dass es auch eine „Ökologie des Menschen“ gibt (Papst Benedikt XVI.), deren Nichtbeachtung nicht minder schwer wiegt. Vor allem müssen wir aufhören, das eine gegen das andere auszuspielen. Nicht um „versus“, sondern um „et – et“ (sowohl – als auch) muss es uns gehen.

Wir müssen neu verinnerlichen, dass die Familie die Keimzelle der Gesellschaft ist und jeder Mensch, auch der noch nicht geborene, ein einzigartiges, unwiederholbares Geschöpf ist. Unersetzlich und unendlich kostbar. Wir müssen den gesellschaftlichen Wert der alltäglichen Arbeit, die Mütter und Väter in ihren Familien leisten, neu schätzen und hervorheben lernen. Wir dürfen Alleinerziehende und schwangere Frauen in Not nicht allein lassen. Wir müssen ihnen mit Rat und Tat dabei helfen, ihre wahren Probleme zu lösen, anstatt unschuldige und wehrlose Kinder zu solchen zu erklären. Wir müssen neu verstehen lernen, dass Familie und Gesellschaft aufeinander bezogen sind und einander wechselseitig benötigen. Denn: ohne intakte Familien, in der Kinder zu selbstständigen, verantwortungsbewussten, empathie- und liebesfähigen Persönlichkeiten heranreifen können, kann es keine humane Gesellschaft geben. Und: ohne eine humane Gesellschaft fehlt den Familien der notwendige Schutz- und Freiraum, in dem diese Leistungen erbracht werden können.



Wir benötigen „Denkfabriken“ und „Ideenschmieden“, die Konzepte zur nachhaltigen Bewältigung all dieser Probleme erarbeiten, in die gesellschaftlichen Diskurse einspeisen und bewerben. Kurz: Wir brauchen Einrichtungen, wie das von dem 2021 verstorbenen Familienvater, Journalisten, Publizisten und Buchautor Jürgen Liminski

zusammen mit anderen gegründeten „Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie (IDAF) e.V.“

Denn wir brauchen den leidenschaftlichen Einsatz für den Aufbau einer besseren und gerechteren Welt, in der Menschen einander wieder als Personen achten. Wir brauchen Brückenbauer, die über Partei- und Konfessionsgrenzen hinweg, mit

anderen zusammenzuarbeiten bereit sind, die ideologischen Gräben zu überwinden und gangbare Wege in die Zukunft zu bahnen suchen. Heute, mehr denn je.

Aus: iDAF Aufsatz des Monats, 3/2023; <https://i-daf.org/newsletter/wir-muessen-aufruesten/>

## Verlogenes Pathos

### Ein Zwischenruf von IDEA-Redaktionsleiter David Wengenroth zum geplanten Selbstbestimmungsgesetz

In der Diskussion über das geplante Selbstbestimmungsgesetz sparen die Befürworter nicht mit Pathos. Die grüne Familienministerin Lisa Paus etwa tönte, die Verabschiedung des Entwurfs im Kabinett sei „ein großer Moment“. Das neue Gesetz ermögliche Transsexuellen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit. Der liberale Justizminister Marco Buschmann hatte bei der Vorstellung des Entwurfs erklärt, das geltende Recht nehme Transsexuellen ihre Würde. Es sei ein Menschenrecht, dass der Staat die geschlechtliche Identität jedes Menschen achte. Dafür werde das neue Gesetz sorgen.

#### Absurdes Gesetz

Die großen Worte passen so gar nicht zu dem absurden Gesetz, das die Bundesregierung auf den Weg gebracht hat. Der Kern der Neuregelung ist, dass man in Zukunft jedes Jahr seinen Geschlechtseintrag

ändern lassen kann. Da springt der Widerspruch geradezu ins Auge: Warum soll sich etwas Identitätsprägendes wie das Geschlecht alle zwölf Monate ändern? Mit der Neuregelung signalisiert der Gesetzgeber gerade nicht, dass es bei der Geschlechtszuordnung um eine wichtige Frage geht. Das neue Gesetz geht im Gegenteil erkennbar davon aus, dass sie im Grunde gleichgültig ist. Mit anderen Worten: Der Regierung geht es mit diesem Gesetz weder um Freiheit noch um Menschenwürde, sondern um reine Genderideologie. Die geschlechtliche Identität soll gerade nicht geachtet und geschützt, sondern aufgelöst werden. Die Genderideologen in der Regierung schert es nicht, dass die Geschlechtszuordnung aufgrund äußerer Merkmale eine biologische Tatsache ist. Sie wollen keine Rücksicht darauf nehmen, dass die Bipolarität der Geschlechter zu den Grundlagen unserer christlich

geprägten Kultur gehört. In der schönen neuen, geschlechtsneutralen Welt der Ampel soll es folgerichtig statt „Vater“ und „Mutter“ nur noch durchnummerierte „Elternteile“ geben.

#### Breite Ablehnung

Vor diesem Hintergrund wird klar, dass das verlogene Pathos der Regierung ihre wahren Ziele verschleiert und Kritiker mundtot machen soll. Wer diesen jüngsten Auswuchs der Genderideologie hinterfragt, wird als Feind von Freiheit und Menschenwürde hingestellt. Zum Glück scheint der perfide Plan nicht aufzugehen. Es sind längst nicht nur konservative Christen, die den Plan der Ampel kritisieren. Sogar linke Feministinnen und Schwulenaktivisten stellen sich in der Öffentlichkeit dagegen. Bleibt zu hoffen, dass die breite Ablehnung reichen wird, um dieses absurde Gesetz noch zu stoppen.

## Aus der Kirchlichen Sammlung

### + Leonhard Hoffmann 6.12.1934 - 21.8.2023 Freund und Mitstreiter in der Militia Christi

Gott hat unseren katholischen Bruder und Mitstreiter Leonhard Hoffmann, der aus der Eucharistie und Messe lebte, 88 Jahre alt, an die himmlische Festtafel Jesu Christi heimgerufen.

Wir kannten ihn als mutigen, bekenntnisfreudigen Christen, der die Gabe der Unterscheidung der Geister hatte, ein Katholik von echtem Schrot und Korn, der trotz eindeutiger Loyalität zu seiner Kir-

che vor Bischöfen und Kardinälen nicht devot erstarrte, wenn er Christi Wahrheit durch Opportunismus gefährdet sah.

Am 31. August fand das Requiem für ihn statt. Ich durfte dabei sein

und habe dort eine Feier erlebt, die eindrucksvoll von großer, freudiger Hoffnung auf das ewige Leben geprägt war. Diese erwartungsvolle Freude strahlte aus der glaubensstark einladenden Predigt und trug die liturgischen Texte. Beim Requiem

wirkten 3 Priester und ein Lektor. Glaubensfreude und Zuversicht prägten die Zeremonie.

Leonhard Hoffmann werden wir nicht vergessen, er war ein Original, und treuer Freund der Kirchlichen Sammlung wie auch der Internatio-

nen Konferenz Bekennender Gemeinschaften. Möge er schauen, was er geglaubt und mutig bekannt hat!

*Ulrich Rüß*

# Herbsttagung der Kirchlichen Sammlung

**Am 28. Oktober 2023 trifft sich die Kirchliche Sammlung**  
in der Kreuzkirche in Henstedt-Ulzburg, Hamburger Str. 30

Die Tagung beginnt um 9.30 mit der Lutherischen Messe, die das Glauben stärkende Heilige Abendmahl einschließt.

Darauf folgt das Referat des Tages:

## Ist Sünde noch ein Thema?

**Referent: Pastor Dr. Martin Grünholz**



Dr. Grünholz ist Dozent für Systematische Theologie an der Biblisch-Theologischen Akademie Wiedenest, Projektleiter der christlichen Mediathek „offen.bar“ und Mitglied der Fortsetzungsgruppe (Leitung) des Netzwerks Bibel und Bekenntnis.

## Spannendes aus nimmermüder Buchproduktion

*„Manchmal nehme ich in der Kirche eine merkwürdige Angst wahr; von den letzten Dingen zu reden. ...Die größte Gefahr für unsere Kirche ist meiner Ansicht nach ihre eigene Gottesvergessenheit. Die*

*Kirche wird nur dann ein Ort bleiben, an dem Menschen Antworten auf ihre Sinnfragen finden, wenn sie Erfahrungsräume eröffnet, in denen die Welt transparent für ihr göttliches Geheimnis wird. Wir*

*müssen als Kirche den Sinn für das Heilige wiederentdecken und im besten Sinn weltfremder und spiritueller werden. Wenn wir uns nicht mehr unterscheiden und wenn wir nur noch das tun und sagen, was*



*den Menschen auch anderswo begegnet, werden wir irgendwann für niemanden mehr interessant sein.“*  
Ralf Frisch

Erstaunlich frisch wagt der Nürnberger Theologieprofessor Ralf Frisch zwei in ihrer Prägekraft kaum zu überschätzende „Größen“ des deutschsprachigen Protestantismus im 20. Jh. – mit leichtem Augenzwinkern vermutlich, also nicht ganz toternst, nicht ganz in der Gewißheit letzter deutender Wahrheit – in das Licht einer sehr neuen Perspektive zu rücken. Die aber hat es in sich. Es handelt sich um die „heilige Ikone“ Dietrich Bonhoeffer, unantastbar, beglaubigt als Märtyrer und Kämpfer gegen den Nazi-Terror und dessen dämonische Ideologie, und den Großdenker und „Kirchenvater“ seiner Zeit Karl Barth.

Barth habe sich entschlossen – so Frisch – in seiner dreizehnbändigen Kirchlichen Dogmatik als großer Geschichtenerzähler die gewaltige Geschichte Gottes zu erzählen ohne Rücksicht auf das moderne Verlangen nach wissenschaftlicher Verifikation. Entscheidend – so Frisch – ist die Frage, an welche Erzählungen wir glauben. Auch der „moderne“ und schon gar der „postmoderne“ Mensch „glaubt“. Das beweisen die fanatisch aufgenommenen ideologischen Erzählungen des 20. Jh. ebenso wie die gegenwärtige

quasireligiöse Inbrunst, mit der etwa die fiktive Gender-Erzählung geglaubt und bekannt wird. Barths Groß-Erzählung des christlichen Glaubens ist – so sieht es innovativ Ralf Frisch – der Gegenentwurf zu den Narrativen der Moderne, und das als ein sprachästhetisches Ereignis von performativer Macht, das Leser verfehlen, wenn sie es fundamentalistisch mißverstehen. Theologische Gewißheit sei im modernen Wissenschaftssystem nicht verifizierbar. Aber „Erzählungen retten uns das Leben.“ Frisch erkennt die sprachliche Macht und stilistische Schönheit in Barths überwältigender Dogmatik und rückt sie literarisch frech in die Nähe zu Tolkiens Fantasy-Fiktionen. Biblisches Denken ist ja im wesentlichen Gotteserzählung, deren Wahrheit Gott selbst verantwortet. Glaubensstark überlasse Barth die Verifikation dem Gott, der dafür einsteht, daß alles gut wird. Genau so liest Frisch Barths Theologie und ist überzeugt, daß Barths „hochmoderne“ Theologie ihre beste Zeit noch vor sich habe. Frischs Barth-Büchlein endet konsequent mit den zwei Worten „Alles gut“.

Ebenso überrascht liest man das knappe 172 Seiten umfassende Buch „Widerstand und Versuchung. Als Bonhoeffers Theologie die Fassung verlor“, das Ralf Frisch 2022 folgen

ließ.

Auch hier bürstet Frisch den „Heiligen“, diese Ikone der „Kirche für andere“, den Unantastbaren des existentiellen auf Leben oder Tod geführten Spiels mit einem „religionslosen“ Protestantismus kräftig gegen den Strich. Er bietet dem Leser eine den Bonhoeffer-Mainstream kontrastierende Exegese der Gefängnisbriefe aus dem Jahr 1944, rückt Bonhoeffer an Nietzsche, den „entsetzlichen“ Versucher heran, und das in einem bemerkenswert knappen Buch, das freundlich die begrenzte Lebenszeit des Lesers berücksichtigt und überdies bemüht ist, diesen nicht zu langweilen. Das zeigen schon gliedernde Überschriften wie Annäherung an einen Unberührbaren; Nachtgesichte in Tegel; Tiefe Diesseitigkeit; Verborgene Phantasien – Gralsrittertum und nichtöffentliche Theologie; Kirchendämmerung....

Aber nicht nur die Neujustierung der Bonhoeffer-Exegese verleiht dem Buch seine kirchliche Bedeutung, erhellend, klärend und warnend ist die Skizze der späteren allzu leichtfertigen Bonhoeffer-Rezeption in den Glasperlenspielen „theologischer Salons“. Niemand dachte an die Glauben und Kirche zerstörenden Folgen. Die Wahrheitsuche blieb abstrakt, lieblos und kalt.



Dietrich Bonhoeffer und Hans Asmussen 1936

Niemand mußte wie Bonhoeffer sein Leben aufs Spiel setzen. Es war wohl nicht zuletzt Bonhoeffer, der unantastbar Heilige, der – möglicherweise in Tegel, verzweifelnder Versuchung erlegen – dem Protestantismus die theologische Freude an dem „Christus“ nahm, der in der Allmacht Gottes von den Toten auferstand und den Himmel öffnete. Getrennt vom freien klärenden Gespräch mit den Freunden nahm Bonhoeffer in der erstickenden Enge der Tegeler Gefängniszelle Gott im erdachten „religionslosen Christentum“ jeden tröstenden Raum. Es wurde dort gottlos kalt. War es diese wohl kaum dauernde Versuchung des sich souverän haltenden elitären Ausnahme-Christen Bonhoeffer, der seinerseits durchaus beten und Gottes Wort lesen und hören konnte, die den schon aus seiner Geschichte religiös schwachen Nachkriegsprotestantismus in die Wüste eines grün-sozialistischen Moralismus verlockt und damit ins Sterbehospiz gottlos gewordener Kirchen geschoben hat?

Das spannendste Kapitel, um dessentwillen allein sich der Kauf des glänzend geschriebenen Buches bereits lohnt, überschreibt Frisch mit „Kirchendämmerung“. Hier analysiert Ralf Frisch Bonhoeffers rätselhaften Schlüsselsatz aus dieser Zeit in Tegel „Das ‚Für-andere-dasein‘ Jesu ist die Transzendenz-erfahrung!“ Bonhoeffer kippe „im August 1944 die gesamte religiöse und metaphysische Architektur des christlichen Glaubens aus der Vertikalen in die Horizontale.“ (69). Mit diesem revolutionären Umsturz entsteht eine Dynamik, in welcher der Christ Gott in sich aufsaugt, und

der himmlische Vater Jesu Christi im „Christen für andere“ verschwindet. Frisch zeigt den Sprengstoff, der in dieser Dekonstruktion von Transzendenz und Metaphysik auf das Zündeln wartet. Transzendenz heiße nämlich nicht mehr, „dass Gott als jenseitige, nicht weltliche Wirklichkeit die Wirklichkeit der Welt umgibt“, „auch nicht mehr, dass Gott aus seiner Sphäre in die Welt hinüber geht, also, als Gott zur Welt kommt. Transzendenz heißt einzig und allein, dass Menschen sich auf andere Menschen zu bewegen.“

Mag Bonhoeffer, dieser Ausnahme-Christ, sich die Kraft zugebraucht haben, für die Menschen und in ihnen für Gott „da zu sein“ wie Jesus, Bonhoeffer verwechselt grandios – so Frisch – den Menschen vor dem Sündenfall und den nach dem Fall. Zugleich hat er Luthers Definition des Christen „als Sünder und Gerechter in einer Person“ den Abschied gegeben.

Zweifellos hat Bonhoeffers Konzept eines „religionslosen Christentums“ und einer „Kirche für andere“ protestantische Nachkriegs-Kirchengeschichte geschrieben. Die kirchliche 68-Bewegung, in deren Rahmen die „Gott ist tot“-Theologie sich zwar umstritten, aber beachtet entwickeln und das transzendent Himmlisch-Christliche weiter schwächen konnte, fußt zweifellos auf Bonhoeffer, dem „Heiligen“ ohne Fehl und Tadel. Christliche Denkerinnen wie Dorothee Sölle legten im wohl alimentierten theologischen Salon als „Gott ist tot-Theologen“ weithin wahrnehmbare Feuer an Bonhoeffers Luntten.

An die Stelle eines fröhlichen evangelischen Osterglaubens um

den in Wort und Sakrament gegenwärtigen Christus, Herr des Himmels und der Erde, trat zunehmend und inzwischen drei Generationen nach Bonhoeffer langsam auf die Spitze getrieben, ein nicht selten fanatisch verbissener Moralismus. Seine Gottheiten sind Mensch und Natur. Als Luisa Neubauer, Ikone und Vorzeigesicht der gut organisierten und finanzierten Klima-Jugend im Berliner Dom ihre gotteslästerliche Predigt hielt, wurde unverhüllt anschaulich, was Bonhoeffer 1944 in mehr oder weniger abstrakte Formeln gebracht hatte:

„Gott wird uns nicht retten, das werden wir tun. Weil wir es wagen, die Schwere der Krisenbewältigung anzunehmen.... Wir werden uns retten, weil wir nicht den Glauben verlieren. Den Glauben an eine bessere, gerechtere Welt, die möglich ist – solange wir für sie kämpfen.“

In Kirchen wie den deutschen Landeskirchen, die zu den wohlhabensten der Welt gehören, und im Kreis ihrer gut alimentierten Theologen haftet der Aufnahme von Bonhoeffers Tegeler Fragmenten-Theologie allerdings der Ruch einer letzten Unernsthaftigkeit an, der den aristokratisch denkenden Gefangenen von Tegel gewiß nicht trifft. Er hat sein Leben im Dasein für die anderen eingesetzt. Drei Generationen später – und auch das entzog sich Bonhoeffers Denkbewegung – hat der zugelassene Bedeutungsverlust des erfahrbar metaphysischen, also die Toten erweckenden Gottes, das Evangelium banalisiert und durch einen geradezu fanatischen Moralismus ersetzt, der die Kraft hat, die Kirche aufzulösen.

Dieter Müller

**Bildnachweis:** Titelbild: Christi Auferstehung, und Himmelfahrt, Reidersche Elfenbeintafel um 400 geschnitzt in Italien, 18,7x11,5 cm, Bayerisches Nationalmuseum.

Tizian, im *Averoldi-Altar*, aus den Jahren 1520–1522 in der Basilica Santi Nazaro e Celso in Brescia.

**KIRCHLICHE SAMMLUNG**, ein Informationsblatt, herausgegeben und verlegt von der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland e.V., Saturnweg 39, 22391 Hamburg, erscheint drei bis viermal im Jahr. Der Bezugspreis ist für Mitglieder im Beitrag enthalten. Interessierte Nicht-Mitglieder erhalten das Blatt frei Haus, wenn Sie der Sammlung eine freiwillige Spende in Höhe von jährlich mindestens 10,- € zuwenden. Gesonderte Einzelstücke: 1,- € zuzüglich Versandkosten. Einzahlung auf das Konto der „Kirchlichen Sammlung“ IBAN: DE51 5206 0410 0006 4149 58, BIC: GENODEF1EK1 bei der Evangelischen Bank eG Kiel. **Redaktion:** Dr. Dieter Müller (verantwortlich). **Zuschriften** sind an den verantwortlichen Redakteur (Strandstraße 38, 24159 Kiel; e-mail: p.dr.dieter.mueller@gmx.de) zu richten. **Satz und Gestaltung:** albersdesign, 25421 Pinneberg, ca@albers.design. **Druck und Vertrieb:** KMU-Marketingberatung, 25499 Tangstedt.

[www.kirchliche-Sammlung.de](http://www.kirchliche-Sammlung.de)